

Edition de Bagatelle



Literarische Etuden

Kleine Texte der Weltliteratur. **Band 4**

Émile Zola

WIE  
MAN  
LEBT,  
SO  
STIRBT  
MAN

Fünf Erzählungen

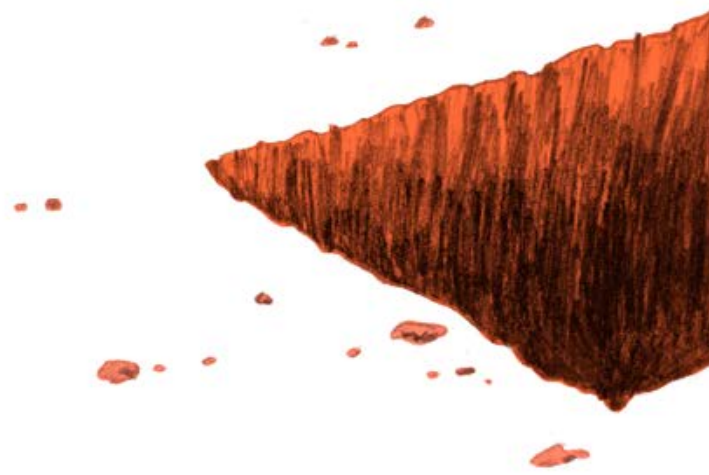
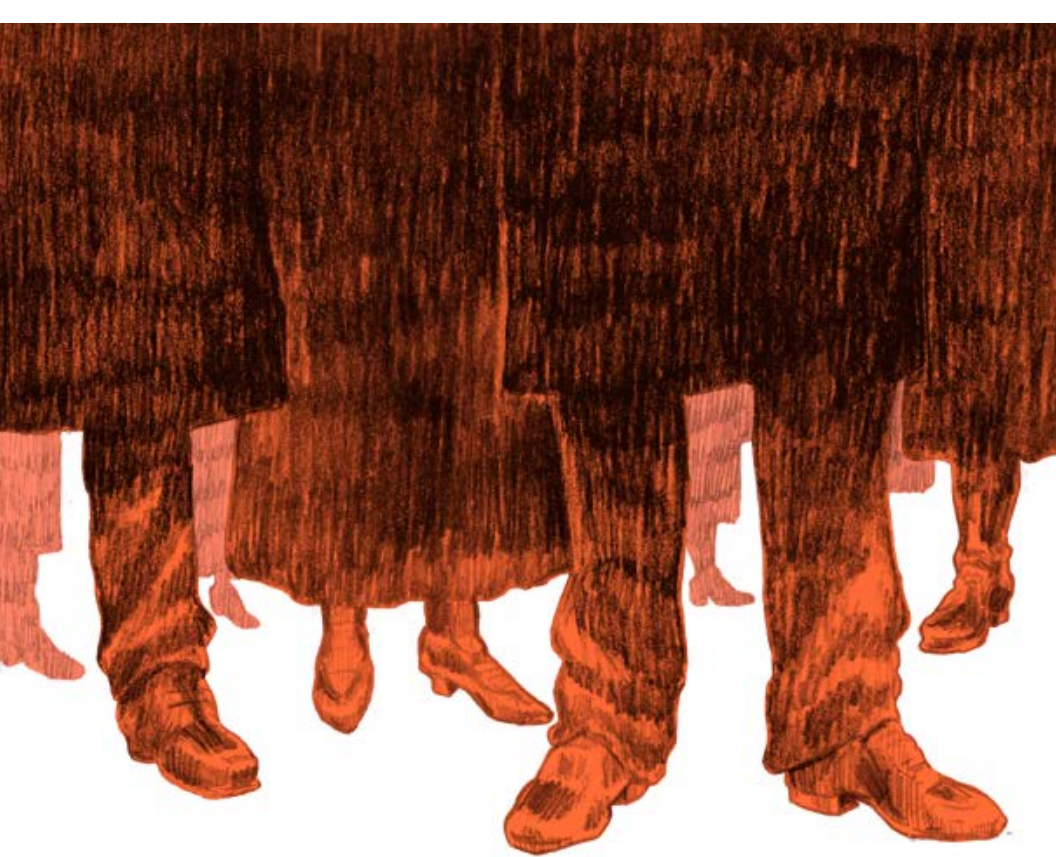
Aus dem Französischen

von Kurt Noch

Mit Illustrationen

von Vera Gereke

Faber & Faber



# I

**G**raf Verteuil ist fünfundfünfzig Jahre alt. Er gehört einer der berühmtesten Familien Frankreichs an und besitzt ein großes Vermögen. Da er mit der Regierung schmollt, hat er sich beschäftigt, so gut er konnte, hat für ernsthafte Zeitschriften Artikel geschrieben, auf die hin er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden ist, hat sich geschäftlich betätigt und sich nacheinander für Ackerbau, Viehzucht und Kunst begeistert. Eine Zeitlang ist er sogar Abgeordneter gewesen und hat sich durch die Heftigkeit seiner Opposition hervorgetan.

Die Gräfin Mathilde Verteuil ist sechsundvierzig Jahre alt. Man spricht von ihr noch als der entzückendsten Blondine von Paris. Das Alter scheint ihre Haut zu bleichen. Sie war ein wenig mager; jetzt, in der Zeit der Reife, haben ihre Schultern die Rundung einer seidenweichen Frucht angenommen. Nie ist sie schöner gewesen. Wenn sie mit ihrem Goldhaar und dem seidigen Glanz ihres Halses einen Salon betritt, gleicht sie einem aufgehenden Gestirn, und die Zwanzigjährigen beneiden sie.

Die Ehe des Grafen und der Gräfin ist eine von jenen, über die man nichts zu sagen weiß. Sie haben einander geheiratet,

wie man in ihren Kreisen meist heiratet. Man versichert sogar, sie hätten sechs Jahre lang sehr gut zusammen gelebt. In dieser Zeit haben sie einen Sohn bekommen, Roger, der Leutnant ist, und eine Tochter, Blanche, die sie im vorigen Jahr mit Herrn von Bussac, Berichterstatter für Bittgesuche im Staatsrat, verheiratet haben. In Sachen ihrer Kinder sind sie sich einig. Seitdem sie miteinander gebrochen haben, sind sie gute Freunde geblieben, mit einem starken Einschlag von Egoismus. Sie fragen sich gegenseitig um Rat, verhalten sich in Gesellschaft einwandfrei, aber nachher ziehen sie sich in ihre Zimmer zurück, wo sie nach Belieben Freunde empfangen.

Da kommt Mathilde eines Nachts gegen zwei Uhr von einem Ball heim. Ihre Zofe kleidet sie aus; dann sagt diese, ehe sie sich entfernt: »Der Herr Graf hat sich heute Abend etwas unpasslich gefühlt.«

Die Gräfin, schon halb schlafend, dreht faul den Kopf. »Oh!« murmelt sie.

Sie streckt sich aus und setzt hinzu: »Wecken Sie mich morgen um zehn Uhr, ich erwarte die Putzmacherin.«

Da am nächsten Morgen der Graf nicht zum Frühstück erscheint, lässt die Gräfin zunächst nach seinem Befinden fragen; dann entschließt sie sich, zu ihm hinauf zu gehen. Sie findet ihn sehr blass und sehr korrekt im Bett. Drei Ärzte sind schon dagewesen, haben leise miteinander gesprochen und Rezepte dagelassen; sie wollen am Abend wiederkommen. Der Kranke wird von zwei Dienern gepflegt, die sich ernst und stumm auf dem Teppich hin und her bewegen, der das Geräusch ihrer Schritte erstickt. Über dem großen Zimmer ruht eine kalte Strenge; kein Wäschestück liegt herum, kein Möbel ist verschoben. Es ist ein sauberes und würdevolles Kranksein, ein feierliches Kranksein, das mit Besuchen rechnet.

»Dir geht es gut, mein Lieber?« fragt die Gräfin beim Eintreten. Der Graf zwingt sich zu einem Lächeln.

»Ach, ich bin nur etwas müde«, antwortet er. »Ich brauche nur Ruhe ... Ich danke dir, dass du dich heraufbemüht hast.«

Zwei Tage vergehen. Das Zimmer bleibt würdevoll; jeder Gegenstand ist an seinem Platz, die Arzneien verschwinden, ohne auf einem Möbelstück Flecke zu hinterlassen. Die rasierten Gesichter der Diener erlauben sich nicht einmal, ein Gefühl der Langeweile auszudrücken. Doch der Graf weiß, dass er in Lebensgefahr schwebt; er hat von den Ärzten Wahrheit gefordert und lässt sie, ohne eine Klage, handeln. Meist liegt er mit geschlossenen Augen da, oder aber er blickt starr vor sich hin, als ob er über seine Einsamkeit nachdächte.

In Gesellschaft sagt die Gräfin, dass ihr Gatte nicht wohl sei. Sie hat in ihrer Lebensweise nichts geändert, speist, schläft, und fährt spazieren zu den gewohnten Stunden. Jeden Morgen und jeden Abend kommt sie selbst und fragt den Grafen nach seinem Befinden.

»Nun, geht es dir besser, mein Lieber?«

»Aber ja, viel besser, ich danke dir, meine liebe Mathilde.«

»Wenn du willst, bleibe ich bei dir.«

»Nein, das ist unnötig. Julien und Francois genügen ... Wozu sollst du dich bemühen?«

Sie verstehen einander, sie haben getrennt gelebt und legen Wert darauf, getrennt zu sterben. Der Graf hat dabei den bitteren Genuss des Egoisten, der allein hinscheiden will, ohne an seinem Lager die langweiligen Komödie des Schmerzes aufgeführt zu sehen. Um seinen- und der Gräfin willen kürzt er so viel als möglich das Unangenehme des letzten Beisammenseins ab. Sein letzter Wunsch ist, anständig abzutreten, als Mann von Welt, der niemand stören und abstoßen will.

Doch eines Abends fällt ihm das Atmen schwer; er weiß, dass er die Nacht nicht überleben wird. Da sagt er, als die Gräfin zu ihrem üblichen Besuch heraufkommt, mit einem letzten Lächeln: »Geh nicht fort ... Ich fühle mich nicht gut.«

Er will ihr das Gerede der Leute ersparen. Sie hatte ihrerseits diesen Vorschlag erwartet. Und sie lässt sich im Zimmer nieder. Die Ärzte verlassen den Sterbenden nicht mehr. Die beiden Diener verrichten ihren Dienst mit demselben stummen Eifer bis zuletzt. Man hat die Kinder holen lassen, Roger und Blanche, die nun neben ihrer Mutter am Bett stehen. Andere Verwandte halten sich in einem Zimmer daneben auf. So vergeht die Nacht in banger Erwartung. Am Morgen werden die Sterbesakramente gebracht, der Graf empfängt in Anwesenheit aller das Abendmahl, um der Religion eine letzte Ehrung zu erweisen. Das Zeremoniell ist erfüllt, er kann sterben.

Aber er beeilt sich durchaus nicht, er scheint die Kraft wiederzugewinnen, einen krampfhaften, geräuschvollen Tod zu vermeiden. Sein Atem verursacht in dem großen ernsten Zimmer nur das unregelmäßige Geräusch einer Uhr, die in Unordnung geraten ist. Und als er seine Frau und seine Kinder geküsst hat, weist er sie mit einer Handbewegung weg, dreht sich nach der Wand und stirbt allein.

Darauf beugt sich einer der Ärzte über ihn und schließt dem Toten die Augen. Es ist vorbei.

Schluchzen und Weinen durchbrechen die Stille. Die Gräfin, Roger und Blanche sind niedergekniet. Sie weinen hinter gefalteten Händen; ihre Gesichter sieht man nicht. Dann führen die beiden Kinder ihre Mutter hinaus, die an der Tür, um ihrer Verzweiflung auszudrücken, mit einem letzten Aufschluchzen hin und her schwankt. Und von diesem Augenblick an gehört der Tote dem Prunk der Beisetzungsfestlichkeiten.

Die Ärzte sind mit gebeugtem Rücken und scheinbar untröstlichem Gesicht weggegangen. Man hat das Pfarramt um einen Priester gebeten, der bei der Leiche Wache halten soll. Die beiden Diener bleiben bei dem Priester, sie sitzen steif und würdevoll auf Stühlen; es ist der zu erwartende Abschluss ihres Dienstes: Der eine von ihnen bemerkt einen Löffel, der auf einem Möbelstück liegengeblieben ist, er steht auf und lässt ihn schnell in seine Tasche gleiten, damit die schöne Ordnung des Zimmers nicht gestört werde.



Aus dem großen Salon unten hört man Hämmern: die Tapezierer richten den Raum als Trauerkapelle her. Der ganze Tag wird durch die Einbalsamierung in Anspruch genommen; die Türen sind abgeschlossen, der Einbalsamierer ist mit seinem Gehilfen allein. Als man am nächsten Tage den Grafen herunterbringt und zur Schau stellt, ist er im Frack und hat ein jugendlich frisches Aussehen.

Am Beisetzungsmorgen erfüllt von neun Uhr Stimmengemurmel das Palais. Sohn und Schwiegersohn des Verstorbenen empfangen in einem Salon des Erdgeschosses die sich versammelnde Menge; sie verbeugen sich und wahren die stumme Höflichkeit Trauernder. Alle Berühmtheiten sind da, der Adel, die Armee, die Behörde, sogar Senatoren und Mitglieder der Akademie.

Um zehn Uhr setzt sich endlich der Trauerzug nach der Kirche in Bewegung. Der Leichenwagen erster Klasse, mit Federbüschen und Behängen mit Silberfransen. Die Schnüre des Bahrtuchs werden von einem Marschall von Frankreich, einem Herzog, dem alten Freunde des Dahingeshiedenen, einem ehemaligen Minister und einem Akademiemitglied gehalten.

Roger von Verteuil und Herr von Bussac führen den Zug an. Dann kommt das Trauergeleit, eine Flut von Leuten in schwarzen Handschuhen und Krawatten, alles gewichtige Persönlichkeiten, die in dem Staube keuchen und mit dem dumpfen Getrappel einer freigelassenen Herde dahinschreiten.

Das ganze Viertel ist in Aufregung und liegt in den Fenstern; die Leute bilden auf den Fußwegen Spalier, nehmen den Hut ab und sehen mit Kopfschütteln den prunkvollen Leichenwagen vorüberfahren. Der Verkehr wird durch die endlose Reihe der Trauerkutschen unterbrochen, die fast alle leer sind; an den Kreuzungen stauen sich die Omnibusse und Droschken; man hört Kutscher fluchen und mit der Peitsche knallen. Und während dieser Zeit hat sich die Gräfin, die zu Hause geblieben ist, in ihrem Zimmer eingeschlossen und sagen lassen, sie sei vom vielen Weinen zu erschöpft. Auf einen Diwan hingestreckt, spielt sie mit den Quasten ihres Gürtels und blickt erleichtert und träumerisch zur Decke hinauf.

Die Feierlichkeit in der Kirche dauert fast zwei Stunden. Die gesamte Geistlichkeit ist seit dem frühen Morgen auf den Beinen, man sieht nichts als Priester, die im Chorhemd geschäftig hin und her laufen, Anweisungen geben, sich die Stirn wischen und mit hallendem Getöse schneuzen. Mitten in dem schwarz verhangenen Schiff leuchtet der Katafalk. Endlich ist das Trauergefolge untergebracht, die Frauen links, die Männer rechts; die Orgel lässt ihre Klagetöne erschallen, die Sänger stöhnen dumpf, die Chorkinder stoßen schrille Schreie aus; während grüne Flammen in Kandelabern lodern, die auf dem Pomp der Feier ihren unheimlichen bleichen Schein werfen.

»Soll nicht Faure\* singen?« Fragt ein Abgeordneter seinen Nachbarn.

\*Faure, Jean-Baptiste (1830-1914), dramatischer Bariton; Mitglied der Opéra comique; einer der bedeutendsten Sänger seiner Zeit





»Ja, ich glaube«, antwortet der Nachbar, ein ehemaliger Präfekt, ein stattlicher Mann, der von weitem den Damen zulächelt.

Und als die Stimme des Sängers im Schiff emporsteigt, durch das ein Schauer läuft, fährt er halblaut fort, vor Entzücken den Kopf wiegend: »Oh! Welche Technik und welche Fülle!«

Alle Anwesenden sind hingerissen. Die Damen, ein undeutbares Lächeln auf den Lippen, denken an ihre Abende in der Oper. Dieser Faure hat wirklich Talent! Ein Freund des Verschiedenen geht sogar so weit zu sagen: »Noch nie hat er besser gesungen ... Schade, dass ihn der arme Verteuil, der ihn so gern hatte, nicht hören kann.«

Die Sängerknaben in schwarzen Chorröcken schreiten um den Katafalk. Die Priester, etwa zwanzig an der Zahl, verrichten das umständliche Zeremoniell, sie verneigen sich, sagen lateinische Sätze her und schwingen Weihwedel. Endlich zieht die Trauerversammlung selbst am Sarge vorüber, die Weihwedel gehen von Hand zu Hand. Dann drückt man den Familienangehörigen die Hand und geht hinaus. Das Tageslicht draußen blendet die Menschen.

Es ist ein schöner Junitag. In der warmen Luft fliegen leichte Fäden. Dann entsteht auf dem kleinen Platz vor der Kirche Gedränge. Der Trauerzug braucht lange, um sich zu ordnen. Wer nicht weiter mitgehen will, verschwindet. In zweihundert Meter Entfernung sieht man am Ende einer Straße schon die Federbüsche des Leichenwagens schaukeln und sich verlieren, während der Platz noch mit Wagen überfüllt ist. Man hört das Zuschlagen der Wagentüren und auf dem Pflaster den flotten Trab der Pferde.

Doch die Kutscher reihen sich ein, und der Zug fährt dem Friedhof zu.